

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Evangelischer Gemeindebote Karlsruhe. 1908-1967 1920

36 (5.9.1920)

Evangelischer Gemeindebote

für die Stadt Karlsruhe.

Herausgegeben im Auftrag der Evangelischen Kirchengemeinde durch den Evang. Presbyterverband für Baden.

Bezugsbedingungen:

Karlsruher Bezugsnehmer erhalten den Gemeindeboten zu 2 M. vierteljährlich bei freier Zustellung. Auswärtsige Bezugsnehmer bestellen den Gemeindeboten bei ihrem Postamt. Bezugspreis vierteljährlich 2.25 M. u. die Postgebühren.

Schriftleitung:

Für den allgemeinen Teil: Pfarrer Hindenlang, Mühlburgerstraße 72, für den Karlsruher Lokalteil: Pfarrer Schilling, Blücherstraße 20. Geschäftsstelle: Buchdruckerei Fidelitas, Karlsruhe, Erbprinzenstr. 6.

Nummer 36

Sonntag, 5. September 1920

13. Jahrgang

„Ohne evangelische Presse

bleiben wir kein evangelisches Volk.“ Dieser Satz, der eine große Wahrheit auslegt, gilt auch von den Gemeindeblättern. Was tut aber das evangelische Volk für seine Presse?

○ ○ ○ ○ Sonntagsgedanken. ○ ○ ○ ○

Liebe üben.

An sich selber arbeiten, sich alle Tage aufs neue vom Gram zur Hoffnung belehren, jeden Tag nur eine Blume pflanzen, nur ein Lächeln erwecken, nur eine Träne trocknen, nur einen Bebeugten aufrichten, das kann ein jedes. Und an jedem Tag einmal seine starre Verzagtheit in stille Gelassenheit aufzulösen, einen Trostgedanken umzubringen, einen warmen Gedanken der Liebe zu hegen, sein eigenes, trübes Ich in der klaren Ewigkeit zu ertränken — siehe, das ist auch eine rechte Arbeit, die keinem verwehrt, jedem geboten ist. Meister Guntram von Augsburg.

Wozu wäre man da, wenn man nicht die Menschen, wie sie sind, lieb haben müßte? Goethe.

Ist noch ein Rest von Lieb' in dir,
o geize nicht und gib ihn her;
die reiche menschenvolle Welt
ist ja der Liebe gar so leer.

Georg Scheurlin.

○ Wahre Frömmigkeit. (Mark. 12, 38—44). ○

Die beiden Abschnitte von den habgierigen Schriftgelehrten, vor denen man sich hüten soll, und von der Witwe am Gotteskasten, an der sich alle ein Vorbild nehmen können, stehen im Evangelium nicht unabsichtlich nebeneinander. Sie stellen einen bedeutungsvollen Gegensatz dar: Alles den anderen nehmen und alles den anderen geben. Weiter auseinander können Menschen nicht sein als der Schriftgelehrte, der einer armen Witwe das Letzte nimmt, und die arme Witwe, die ihr Letztes in den Gotteskasten opfert.

Und beides sind doch „Fromme.“ Die Frau aus dem Volke war vielleicht mit den frommen Pilgern aus Galiläa zum Fest nach Jerusalem gewallfahrt und hatte nun im Tempel ihren schönsten Tag erlebt, von dessen Erinnerung sie zeitlebens leben würde. Sie hatte die heiligen Lieder mitgesungen, ihre Hände waren an der heiligen Stätte gestanden, ihr Herz war übergegangen vor Andacht, Dankbarkeit und Ergebung. Und so im Innersten froh bewegt, gibt sie alles, was sie hat, den letzten Heller. — Ein Momentbild bekommen wir vom Heiland gezeigt.

Anderer Ausnahmen aus dem Leben der Witwe, in denen sie in ungünstigerer Beleuchtung dasteht, wären gewiß auch möglich gewesen. Aber wir dürfen und sollen sie für das halten, was sich am Gotteskasten dem seelenkundigen Heilandsauge gezeigt hat, für fromm, fromm in schlichter, natürlicher, ungekünstelter Frömmigkeit.

Daneben stehen nun die „Schriftgelehrten“, und sind auch „Fromme“, Leute, die von berufswegen mit der Frömmigkeit zu tun haben, studierte Kenner der Religion, der religiösen Verrichtungen und Pflichten, Leute, die eine Mittelstellung zwischen Anwalt und Seelsorger bekleiden und Tag und Nacht vom Gesetz des Herrn reden, bei denen die Unerfahrenen sich Rat holen können in allem, vom Größten bis zum Kleinsten, wenn sie den Weg des Herrn richtig gehen wollen. — Ein herrlicher Beruf, aber auch ein schmerzreicher! Denn wer sollte der eigenen Unzulänglichkeit heiliger inne werden können als ein Wahrheitskündiger und Seelsorger? Nichts leichter als ihm Widersprüche nachzuweisen zwischen dem, was er lehrt, und dem, was er ist und tut! Wir dürfen auch nicht meinen, daß der Heiland von ihnen eine unmögliche Heiligkeit verlangt hätte. Was er verlangte, war eben auch nur Natürlichkeit und Fernsein von zwei großen Lasten: Hochmut und Habgier. Das soll es bei „Frommen“ nicht geben.

Die „Frommen“ mögen sich prüfen, ob nicht ihre Frömmigkeit irgendwie, ob sie nicht gerade an einem dieser Punkte in Gottlosigkeit umschlägt. Hochmütige Fromme und habgierige Fromme sind Gottlose.

Der Fall der Schriftgelehrtenhabgier ist ja ein besonders krasser. Es galt als ihre besondere Standesehre, daß sie jedermann ohne Entgelt dienten, ihre Lehre und ihren Rat sich von niemand bezahlen ließen, sondern, wenn sie nicht aus Eigenem ihren Lebensunterhalt bestreiten konnten, mit der Hände Arbeit in einem Nebenberuf wie Paulus ihr Brot verdienten. Wurden sie nun Erbschleicher, Betrüger und Bucherer, so war das ebenso würdelos, verächtlich und verkehrerisch, wie wenn der Asket heimlich zum Säufer, Freßer und Lüßling wird.

Es ist zwischen ihnen und uns nur ein gradweiser, aber kein wesentlicher Unterschied da, wenn wir es mit dem Nehmen lieber halten als mit dem Geben. Das ist ein Punkt, auf den jeder Christ sich prüfen muß und immer wieder prüfen, um sich zu bessern.

Die Mitarbeit an den gemeinschaftlichen Zwecken und Gütern der Kirche und des Reiches Gottes verlangt es, daß du opferst, wohlätig bist, schenkst, gibst, stiftest und dabei immer weiter über das hinausgehst, was andere leisten oder du bisher geleistet hast. Es gibt ganz wenige unter uns, die der Witwe gleichen. Wenn das sonntägliche Opfer gezählt wird, so findet man, daß schier alle das Gleiche geben, daß man sich also nicht nach Stand und Vermögen richtet. Und wenn die Weihnachtszeit kommt, so sind es immer nur wenige Familien, aus denen den Armen, den Konfirmanden, unsern kirchlichen Anstalten Gaben zustießen.

Wir stehen nun zwar in einer Zeit der Feuerung und dabei des ständigen Anwachsens von Steuern und Abgaben. Aber

unsere Gotteshäuser müssen trotzdem errichtet, vermehrt, erhalten und geschmückt werden, unser evangelisches Gemeindeleben muß weiter ausgebaut werden, der Glaube muß sich in den notwendigen Liebeswerken freiwillig betätigen. Und was wir da opfern, muß in einem rechten Verhältnis stehen zu Vermögen, Einkommen und Aufwand. Die Richtung, in der wir uns zu entwickeln haben, geht vom Schriftgelehrten weg auf die Wittve hin: Nicht Häuser fressen, sondern Häuser bauen, Gott und den Menschen Häuser bauen und fromm sein in frohlichem Geben!

o o Unsere religiös-kirchliche Lage. o o

Unter der Ueberschrift „Allerneueste Kirchengeschichte“ besprach ich in der letzten Nummer das Buch des Heidelberger Kirchenhistorikers von Schubert „Unsere religiös-kirchliche Lage in ihrem geschichtlichen Zusammenhange“. Ich möchte unseren Lesern einen Einblick in den Inhalt und in die Schreibweise des Verfassers geben, um sie anzuregen, das ganze Buch zu verarbeiten. Ich bringe einige Worte zum Abdruck, die wie Scheinwerfer die Lage beleuchten, wie Wegweiser die Richtung zum Weiterwandern zeigen können.

Revolution und Christentum. In diesem furchtbaren Sturme, der alles Menschliche als relative Größe enthüllte, hat nur der standgehalten und hält nur der stand, der absolute Werte und kategorische Imperative kennt. So sicher es ist, daß alle die, die sich innerlich schon längst von allen stiltlichen und religiösen Werten abgewandt hatten, nun ihren niederen Trieben freien Lauf lassen konnten und mit allen inneren Werten brachen, so sicher die Menge derjenigen, deren Religion an äußeren Dingen, Beziehungen und Ordnungen hängt, haltlos geworden ist, so sicher ist bei vielen gerade jetzt ein starker freier Strom wirklicher Religion erlebt worden. . . . Und wieder sind diese Erfahrungen der spezifisch christlichen Frömmigkeit konform. Denn das Bild dessen, der der ganzen Welt trohte, um schließlich einsam und doch, ohne an dieser Welt irre zu werden, den Tod am Kreuz, d. h. nach antiker Auffassung am Galgen zu sterben, paßt durchaus dazu. Wieder erweist es sich als eine Größe des Christentums, daß es so völlig innerlich und geistig ist, an kein Regierungs- und kein Wirtschaftssystem gebunden, die Zeiten überdauernd, eine Religion der reinen Gesinnung. Das Niederreißen aller äußeren Stützen, selbst die Zertrümmerung so vieler Ideale, so vielen Glaubens an Menschengüte und -treue kann das Christentum deshalb nicht miterzuschüttern, weil es von einem ungemein starken Wirklichkeitsinn getragen ist. Im Gegenteil hat nach meiner Ueberzeugung die Revolution die Folge, die sich schon heute zeigt, daß der tiefe Realismus des Christentums all den Ideologien der Gegenwart gegenüber zur neuen Geltung kommt.

Die deutsche Mission. Wir müssen unsere Weltgeltung wiedergewinnen. Nicht nur um der Ehre willen, die doch auch eine christliche Arbeit besitzt und die man angetastet hat, auch nicht nur um der nationalen Bedeutung dieser Kulturarbeit willen,

o o o Das Leni. (Schluß). o o o

„Wann heiratest du jetzt?“ Das wurde eine Frage, die dem bedächtigen Senn-Joseph mehr als ihm lieb war in den Ohren klang. Das Leni wurde nicht müde, sie immer wieder zu stellen. Der Joseph wurde ärgerlich.

„Was geht es dich an?“ fuhr er die Schwester manchmal an. „Wirft es dann wohl sehen,“ gab er zu andern Malen Bescheid. Indessen war er mit der blonden Gunter-Marie doch so weit, daß das Dorf davon redete, die zwei würden sich heiraten. Aber Leni ging es zu lang, viel zu lang. Senn und Joseph wunderten sich, was das Mädchen ankam und warum es so veressen darauf war, daß der Bub heiratete.

Das waren zwei Blinde, der Senn und der Joseph. Sonst hätten sie sehen müssen, daß das Leni sich mühsam schleppte, daß sie ein wachsfarbenes Gesicht hatte, darin die guten grauen Augen mit einem heißen Schein standen; sonst hätten sie hören müssen, daß das Leni hustete, und sehen müssen, daß sie kaum mehr aß, nur noch aß wie die Vögel, die jetzt zu Wintereingang an die Fensterbrüstung betteln kamen.

obgleich sie nicht gering anzuschlagen ist, . . . sondern aus ganz völlig durchschlagenden Gründen, die außerhalb unserer Subjektivität liegen. Einmal: man will uns und gerade uns, und sodann: wir, das Volk der Reformation, sind und bleiben verpflichtet, unser und gerade unser Verständnis des Evangeliums in alle Welt hinauszutragen.

Staat und Kirche. Die Wendung „Trennung von Staat und Kirche“ ist genau genommen eine Phrase. Die alte Form der Verbundenheit, die eine Herrschaft des Staats bedeutete, aufzulösen, war eine Forderung, gleichmäßig im Interesse der Religion wie des Staats, aber eine neue Form freier Verbundenheit ist selbstverständlich, die Form gegenseitiger Förderung zum besten des Volks. Die beiden wichtigsten Kulturträger, Staat und Kirche, können gar nicht ohne ein bestimmtes Verhältnis zu einander sein; ist es keines der Freundschaft, ist es eines der Feindschaft sein. Denn beide arbeiten an derselben breiten Volksmasse, und der Staat kann nur leben, wenn er auf eine Gesinnung rechnen darf, die weltaufgeschlossen und doch doch ethischer Würde ihm entgegenkommt. Es kann ihm nicht gleichgültig sein, ob seinen Bürgern Sonntag für Sonntag in aber tausenden von Kirchen eine hohe stiltliche Auffassung als absolute, weil göttliche Forderung beigebracht wird oder nicht. Die Dinge liegen ganz einfach: so wenig der Staat auf seine Hoheit über die Kirche verzichten kann, so gut tut er daran, ihre Freundschaft zu suchen, beides aus dem gleichen Grunde, der Bedeutung der Kirche für das soziale Leben.

Die neuen Kirchenverfassungen. Wir sind in einer überaus bedeutungsvollen Stunde eingetreten. Möchte die Schwungkraft der Seele, die allein zu großen Entschlüssen fähig macht, sich verbinden mit der nüchternen Erwägung der Möglichkeiten und der bleibenden Schranken, also der natürlichen und historischen Bedingungen.

Unsere deutschen Kirchen werden . . . auf die Probe gestellt, ob sie aus eigener Kraft leben können. Viele vermochten früher nicht die Bedenken zu unterdrücken, daß unsere deutsche Christenheit noch nicht reif sei für die volle Freiheit. Aber diese Freiheit ist da, ist ohne unser Zutun gekommen. Nun wird die Kirche zu zeigen haben, ob sie der Stunde gewachsen ist. Die Verfassung soll der Körper sein, in dem der Geist wohnt, nicht nur der Rahmen, auch tragende Unterlage und brauchbare Mittel, das notwendige Organ für die lebendigen Christenmenschen, den eigentlichen Aufgaben genügen zu können. Wir werden die Predigt hineinwirken lassen müssen in die die Kirche umgebende Welt des geistigen Lebens, in freier Konkurrenz mit allen anderen Kräften der Zeit.

Die Volkskirche. Die Kirche hat jedenfalls zunächst das Wichtigste getan und sich oben und unten und auf dem ganzen deutsch-evangelischen Kirchengebiete auf den Gedanken der Volkskirche eingestellt, und es sind Bewegungen im Gange, die die Formen für eine wirklich vollstümliche und das ganze willige Volk umfassende Kirche schaffen wollen. Sie wird mit peinlichem Bedacht darauf aus sein müssen, daß alles ferngehalten wird

Daß das Leni sich verändert hatte, merkten die Männer erst, als das Kind anfing ein Tuch um sich zu schlagen, als es friere. „Was hast?“ fragte der Senn.

„Nichts! Es wird kalt,“ sagte das Leni. Von dem Tag an ging sie immer in das große grauschwarze Tuch gewickelt, das der Mutter gehört hatte.

Nach Neujahr standen der Joseph und die Gunter-Marie im Amtsblatt. Das Blatt lag am Abend auf dem Tisch in der Kammerstube, dort aufgeschlagen, wo die beiden Männer standen. Nacheinander schauten alle hinein, der Senn, der Joseph, der Balzli und das Leni. Es war etwas so unerhört Großes, was da stand! Nachher saß das Leni zum erstenmal mühsig auf einem Stuhl in der Stube und kam ins Nicken. Der Senn sah sie einmal an und brachte die Augen nicht mehr von ihr ab. Das Mädchen saß am Ofen, und der Kopf sank ihr an die Kachelwand. Das große Tuch hüllte sie fast völlig ein, nur die dünnen Beine lugten um ein wenig darunter hervor und die großen Filzschuhe. Das Gesicht war aber so scheinig bleich, daß der Senn bis in sein lahmes Herz hinein erschrak. „Aha, du mußt es auch leichter haben, wenn die Marie im Haus ist,“ rechnete er sich langsam, langsam zusammen, als er das Leni

was nach Klassenkirche aussteht. Unsoziale Einrichtungen werden zu verbannen, die Wahlformen so zu fassen sein, daß niemand, der willig und mündig ist, ferngehalten wird. Aber man wird auf der andern Seite auch ein Verständnis dafür verlangen müssen, daß die heilige Sache nicht der Majorisierung durch eine religiös völlig gleichgültige und die Kirche nur als politisches Mittel benutzende Menge ausgesetzt werde.

Immer wird die Hauptsache bleiben, daß die Kirche den in ihr vorhandenen, aus ewigen Quellen gespeisten Liebesgeist in dieser bitterbösen Zeit so kräftig und rein wie möglich sprudeln läßt, damit er die Herzen der Entfremdeten wieder empfänglich mache. . . .

Eine Volkskirche kann sich mit volkssozialistischen Gedanken, aber nicht mit klassensozialistischen befreunden. Gerade jetzt als Volkskirche nicht und gerade um der Liebe willen nicht, die der Klassenkampf ertötet.

Im freien Kampf der Weltanschauungen. Leid und Sorge werden helfen, daß das Christentum „im freien Kampf der Weltanschauungen“ nicht entarte. Mit dem Materialismus muß es ein Kampf bleiben, man wird ihn theoretisch mit aller Ruhe von der Plattform aus führen können, daß seine Vertreter heute die Rückständigen sind. Mit allen aber, die das Erstgeburtsrecht des Geistes wahren, die Hoheit des Sittlichen im Geistigen anerkennen und das Sittliche wieder in einem ethischen Gottesbegriff gekrönt sehen, wird man nahe Fühlung halten.

Das Parteiwesen. Jede Partei wird allein Gottes Ehre und das Heil der Brüder und nicht ihre eigene Macht suchen müssen. Der Staat steht auf der Macht. . . . In der protestantischen Kirche, die auf geistiger Freiheit und persönlicher Ueberzeugung steht, ist Machtstreben stets eine Verzerrung. . . . Das geistliche Machtstreben mit seinem Gefolge von Unwahrhaftigkeit, Eigensinn und Streitsucht ist ein unüberwindliches Hemmnis des Anschlusses für Viele, die mit ihrer Seele Gott suchen und innerlich zu uns gehören. Der Charakterlosigkeit ist damit nicht das Wort geredet, aber der Liebe. Und diese Liebe soll uns dazu treiben, über die Differenzen hinweg und ohne sie zu verleugnen die Gemeinschaft mit den anders Gerichteten zu suchen. Alle die Veranstaltungen praktischer Art, die sie pflegen, tragen nach dieser Seite hin noch einen besonderen Lohn in sich. . . . Die gemeinsame Arbeit wird unser gemeinsames Bekenntnis sein.

o o o o Soll es wahr sein? o o o o

Die Sonnigkeit in der Welt will schwinden, feucht-kalte Lüfte rauben die Wohlgeleit, Dünste steigen auf und ein düsterer Wolkenhimmel drückt das Gemüt. Es herbstet im Völkerverleben. Wie? soll es wahr sein, daß das Abendland, wie man uns sagt, seinem Niedergang entgegensteuere? Und soll es die furchtbare Wirklichkeit sein, daß das Germanentum und somit auch unser Deutschtum, seinen Höhepunkt überschritten, seine Kulturmission erfüllt habe und zurücktreten müsse, um andern

Völkern die Weiterarbeit zu überlassen, weil es nicht mehr die erforderliche sittliche Lebenskraft aufbringe? — Die sittliche Lebenskraft. Soll, kann, darf es also sein? —

Ja, die sittliche Lebenskraft. Es muß schon so sein, daß diese im Völkerverleben das Bestimmende und Entscheidende ist, wenn die Schicksalsstunde da ist. Nicht Intelligenz, nicht Produktionskraft, nicht Glanz und Macht, ja, nur die sittliche Stärke! War es immer so? Die alten Weltreiche und die alten Völker: Babylonier, Ägypter, Juden, Griechen, Römer — — — Ja, die Sache hat ihre Richtigkeit. Das Leben der Völker unterstand allezeit dem strengen Gericht der Sittlichkeit — und das Endurteil lautet: Schuldig! — Wehe! Wehe! — Also noch kein Volk hat bestanden vor dem Richterstuhl jener strengen Weltrichterin? — Und dennoch ist die Kultur vorangeschritten? — Warum nicht? Jeweils hat ein sittlich gesundes Volk die Kultur-Erbenschaft, d. h. die aus gesunden Lebenstagen der früheren Völker herausgeborene Kultur zur Weiterpflege übernehmen müssen nach dem Plan des obersten Weltenlenkers. Und sie hat sich so durch Arbeit und Selbstopfer der Menschen zu immer reinerer und schönerer Geistigkeit fortentwickelt. Und wie hätte sie unter der Pflege des an Idealen so reichen Deutschtums herrlich gedeihen können, wenn nicht entartete Menschen eine falsche Kultur unterschoben hätten, der man nun diene, nicht mehr mit Selbstopfer, wohl aber mit Selbstsucht. Die falsche Kultur! Man hätte diese wohl erkennen und unterscheiden müssen. Aber Selbstsucht, auch Egoismus geheissen, ist ein berauschendes Gift, eben von der falschen Kultur dem Menschen aufgedrängt, das ihm die Sinne umnebelt. So unterschied man das Wahre vom Falschen nicht. Diese Austerkultur, sie ist von großer Aufmachung, spreizt sich gern, ist augenfällig, ist firenenhaft verführerisch, wenn sie den Arm um den Nacken des Menschen schlingt. Und sie ist nichts weniger als anspruchlos, sie bedingt reichere Mittel, und sie treibt die Menschen an, diese herbeizuschaffen, strupellos, wenns sein muß. Ja, sie versteht es, den Menschen zum buhlenden Sklaven zu machen, zu erniedrigen. Willenlos sinkt er mit ihr aufs Lotterbett. —

Du wendest dich ab? Du fühlst dich angewidert? — Wenn es doch ein ganzes Volk wäre! Und wenn's das deutsche Volk sein könnte! Die strenge Weltrichterin würde auf bedingte Verurteilung ihren Richterspruch mildern. —

Auf der Suche zur verloren gegangenen wahren Kultur. Verloren gegangen? Nein, sie geht sich selbst nie verloren, wohl, aber einem untreuen Heger und Pfleger kommt sie aus dem Auge. Aber wo sie wieder finden? — Nicht gar weit ist der Weg zu der Gesuchten. Im beruflich-geschäftigen Getriebe des Alltags, mitten darunter, wirst du sie finden. Man kann sie freilich leicht übersehen, ist sie doch unscheinbar und bescheiden. Sie ist ein Kind. Du lachst? Sie ist ein Kind und will es sein und bleiben immer und ewig; nur immer lieber will es dir werden und begehrter. Und willst du wissen, wie du zur Erkenntnis seines Wesens und Wertes kommst? Schau du ihm ins Auge, das so groß und schön zu dir aufblickt, dann wird sich dir eine

noch und schlief. Sie sah aus wie eine Selige im Schlaf, und der Steingletscher leuchtete ihr ins Bett und war nicht weißer als ihr Gesichtlein.

„Kannst jetzt auch aufstehen,“ sagte der Senn, halb ärgerlich, halb furchtsam.

Da tat das Leni die Augen auf und lächelte und tat die Augen wieder zu. Das Ausblicken war gerade so deutlich, als hätte sie geredet. Selbst der geistesarme Lammwirt hatte das wortlose Reden verstanden: „Jetzt braucht mich keiner mehr! Wie ich jetzt froh bin, daß mich keiner mehr braucht, und daß es jetzt so still ist da!“

Irgendwie brachte Senn es nicht über sich, das Kind weiter im Schlaf zu stören. Brummend ging er zur Tür.

Zu Mittag, als er es doch stören wollte, als er ganz grimmig in die Stube gefahren kam, weil das faule Leni noch immer schlief, da hatte es just den großen Schlaf begonnen, den die Mutter schon lange tat, den Ewigleitschlaf. So müde war es gewesen!

anblickte. Diese erwachte unter seinem Blick, schauderte zusammen und lächelte dann. Ein wenig müde kletterte sie vom Stuhl, und ein wenig müde schlich sie sich hinaus. „Jetzt wäre ich fast eingeschlafen,“ sagte sie und lächelte wieder. Diesmal lag in dem Lächeln etwas wie Hoffnung. Es leuchtete fast Jäh auf, als hätte das Leni gesagt: „Und jetzt darf ich ja noch nicht schlafen, aber bald!“

Dann gingen die Tage wieder. Und das Leni schaffte und hustete und fieberte und schaffte und fror und lächelte. An einem Morgen in der hellen Herrgottsfrühe saßen die vom Lammwirts- haus in der Kirche, und die Glockentöne taten wieder, immer singend, ihre Reise den Kirchturm hinan und hinaus. Der Senn- Joseph hielt Hochzeit. Und am Abend war die Gunter-Marie des Josephs junge, starke, schaffige Frau im Hause. An diesem Abend legte sich das Leni mit einem unendlich wohligen Seufzer in das Bett, in dem die Mutter gelegen hatte. Seit sie die Hauswirtschaft im Lammwirts- haus geführt, hatte sie dies Bett und die Stube, aus der der Vater zu den Buben verzogen war, zu Recht inne. In diesem Bett lag sie, als der Morgen kam, noch immer schlafend. Dem Senn dauerte es zu lang, daß sie nicht zum Vorschein kam. Er ging, nachzusehen. Da lag sie

Tiefe von unendlicher Schönheit aufstun, du tust einen Blick in die Ewigkeit. Und du wirst dich vergessen mehr und mehr und wirst dem Kinde dienen wollen, und du mußt es auf deine Arme nehmen, um es zu tragen und zu hegen. Aber du wirst es gewahr, je länger je mehr, das Kind wird schwer und immer schwerer. Es erfordert deine ganze Kraft. Ja, die Kultur verlangt als Pfleger und Träger starke Menschen.

Und was verleiht den Menschen, den Völkern die starken Schultern, was gibt ihnen Mark in die Knochen und hat es ihnen gegeben, solange sie gesund und als „Kulturträger“ fähig waren?

— Wahrhaftigkeit und Treue —

Es bildet das Eisen im Blut. Und mehr noch: Es ist Lebenslust, die das Blut unaufhörlich rein hält und so den ganzen Volksorganismus vor Zersetzung schützt.

Und heute? — Eine Blutkrankheit, eine Blutvergiftung hat uns stech und schwach gemacht. Der Gift- und Zersetzungsstoff, der schon Jahrzehnte im Völkorganismus sich auswirkt, es ist die Lüge, das Scheinleben. Und der Fäulnisherd — untersuchen wirs näher! — es sind die Großstädte, insonderheit die Millionenstädte. Die lügendgeschwängerte Großstadtluft, sie hat sich nach und nach ausgebreitet übers ganze Land, und nun steigen allwärts Fäulnisdüfte auf. Es herbstet. Mit Ernst und Betrübniß müssen wirs sehen und uns gestehen, wir, die wir uns so gerne Nachkommen jener Germanen nennen, die einst mit ihrer Wahrhaftigkeit und Treue die römische Trugwelt in Stücke geschlagen. Ja, ein herbes Weh steigt in uns herauf: Wenn es herbstet, ist es nicht gar weit mehr zur Winterstarre.

Soll es wahr sein? — Ein bitterer Kelch es wäre! — Und doch! Wie? wenn inmitten dieser Zersetzung ein Volksorganismus, angeregt durch den Wahrheitsgeist, die Kraft aufbrächte, das auszustoßen, was ihn schwächt! Und ach! wenns der deutsche sein dürfte! Wenn ihm, beschieden, mit neu erstarkten Schultern Träger jener wahren, jener Ewigkeitskultur sein zu dürfen! —

Doch, so fragen wir mit Eifer, wo wächst das Kraut, das Befundung schafft und Kräftigung wiederbringt? — Wo sonst, als dort, wo das deutsche Volk von altersher es gefunden, im Elternhaus, in der Familie, dort, wo Wahrhaftigkeit und Treue ihre Heg- und Pflegstätte hat. — Wgt.

Das Vaterunser als Heimatschein.

Zum deutschen Konsul in Buenos Aires kam vor einigen Jahren ein junger Mann vom Lande herein und bat ihn um ein Zeugnis, daß er von schwäbischen Eltern stamme, dann sei er vom Heeresdienst in dem fremden Lande befreit. Er sprach fließend Spanisch wie dort zu Lande die Eingeborenen.

Der Konsul fragte ihn: „Ja, lieber Freund, wo ist Euer Geburtschein?“ „Ich habe keinen,“ sagte der Mann. „Habt Ihr sonst irgend ein Zeugnis?“ „Nein, Herr.“ „Ja, so bringt Eure Eltern her.“ „Vater und Mutter sind schon lange gestorben.“ „So redet einmal Deutsch mit mir, nur ein paar Wortel.“ Der Mann blieb stumm. „Da ist böß zu helfen. Wie kann ich Euch ein Zeugnis geben, daß Ihr ein Deutscher seid, und Ihr könnt mir das gar nicht beweisen. So könnte mir jeder kommen.“ „Gewiß, Herr Konsul, so wahr Gott lebt, ich bin ein Deutscher. Meine Eltern sind Schwaben gewesen. Ich sage die reine Wahrheit.“

Der Konsul ging im Zimmer auf und ab. Der junge Mann hatte ein ehrliches Aussehen, sprach so offen und frei und doch —. Plötzlich ging dem Konsul ein Gedanke durch den Kopf. Er trat vor den Mann hin und sagte: „Guter Freund, habt Ihr denn gar nichts aus Eurer Jugend behalten? Kennt Ihr nicht irgend ein Gebet, das Euch die Mutter gelehrt hat?“

Jetzt hätte der Leser das Ausleuchten der Augen sehen sollen. „Ja, Herr!“ rief er aus. Wie ein kleines Kind faltete er die Hände und betete das Vaterunser von Anfang bis zu Ende ohne jeglichen Anstoß, und als er damit zu Ende war, füllten ein paar große Tränen seine Augen und aus ferner Erinnerung gedachte er seines Mütterleins, auf dessen Knien er dieses Gebet gelernt hatte. Auch der Konsul war tief bewegt. Alles, was die deutsche Abstammung beweisen konnte, war in 20 Jahren verwischt, nur das erste Gebet war unauslöschlich eingegraben. „Lieber Landsmann“, sagte jetzt der Konsul, „nun will ich Euch

ein Zeugnis geben; denn das Vaterunser könnt Ihr nur von einer deutschen Mutter gelernt haben.“ R. S.

o o o Gottesdienstanzeiger. o o o

14. Sonntag nach Trinitatis, den 5. September.
 Stadtkirche 1/2 9 Uhr: Stadtvikar R. Brecht. 10 Uhr Festgottesdienst des deutschen Sittlichkeitsbundes: Pfarrer Johne von Jpringen.
 Kleine Kirche 1/2 11 Uhr Kindergottesdienst: Dekan Rapp. 6 Uhr: Stadtvikar Mayer-Ullmann.
 Schloßkirche 10 Uhr: Oberhofprediger Fischer.
 Johanneskirche 1/2 10 Uhr: Stadtv. Mayer-Ullmann.
 Christuskirche 8 Uhr: Stadtvikar Böhler. 10 Uhr: Stadtpfr. Rohde.
 Gemeindehaus der Weststadt 10 Uhr: Stadtvikar Steinmeß.
 Lutherkirche 8 Uhr: Stadtv. Bag. 1/2 10 Uhr: Stadtv. Bag. 1/4 12 Uhr: Christenlehre: Stadtvikar Bag.
 Diakonissenhauskirche 10 Uhr: Pfarrer Kag. 1/2 8 Uhr: Missionsstunde, Pfr. Sigler.
 Karl-Friedrich-Gedächtniskirche. 1/2 10 Uhr: Stadtvikar Brecht. 1/4 11 Uhr: Kindergottesdienst: Stadtvikar Brecht.

Wochengottesdienste.
 Lutherkirche: Donnerstag, 8 Uhr: Stadtvikar Bag.

Gemeindehaus der Südstadt.

Dienstag, abends 8 Uhr: Bibelbesprechung.
 Sonntag, 8 Uhr: Jugendbund. Donnerstag 8 Uhr: Jugendbund.

Beiertheim.

Stadtvikar Münzel ist vom 1.—26. September beurlaubt. Vertreter ist Herr Stadtvikar Brecht, Hirschstr. 69.

Evangelische Stadtmision Karlsruhe, Adlerstraße 23.
 Sonntag, 4 Uhr: Jungfrauenverein der Schwester Luise. 8 Uhr, Abendgottesdienst. Inspektor Schmidt. 5—9 Uhr, Mädchenklub, Oberkirchenratsgebäude. Mittwoch, 8 Uhr, Bibelstunde, Stadtm. Lieber. Predigtausgabe.
 Donnerstag, abends 8 Gebetsstunde für Frauen, 3. Stock. Sonntag, 4 Uhr, Jungfrauenverein von Fr. Weber, Erbprinzenstr. 12. 3 Uhr, Jungfrauenverein von Fr. Schweickert, Schützenstr. 4 Uhr, Jungfrauenverein von Fr. Hech, Scheffelstr. 37. 8 Uhr, Blaukreuz-Versammlung, Kreuzstr. 23, Stadtm. Hörschele. Freitag, 8 Uhr, Bibelstunde, Scheffelstr. 37, 3. St., Herr Schrögle.

Evang. Vereinshaus Karlsruhe, Amalienstraße 77.
 Sonntag, 11 1/4 Uhr, Sonntagschule. 3 Uhr, Allgem. Versammlung, Stadtmisionar Scheurer. 4 Uhr, Jungfrauenverein. Montag, abends 1/2 8 Uhr, Jugendabteilung. 8 1/2 Uhr, Blau-Kreuz-Verein. Dienstag, 4 Uhr, Bibelstunde f. Frauen u. Jungfrauen. 8 Uhr, Bibelbesprechung f. Männer u. Jünglinge. Mittwoch, 8 Uhr, Bibel- und Gebetsstunde. Donnerstag, abends 8 Uhr, Allgem. Versammlung, Durlacherstr. 32. Freitag, 8 Uhr, Töchterverein. Samstag, 8 Uhr, Gebetsvereinigung für Männer und Jünglinge.

Ämtliche Bekanntmachung.

Evang. Pfarramt Südstadt-West.
 Pfarrer W. Schulz, Werderstraße 4, hat an allen Wochentagen, ausgenommen Samstag und Sonntag, von 11—1 Uhr Sprechstunde.

Kirchlicher Vereinsanzeiger.

Evangel. Hausgehilfinnenverein. Sostienstr. 41.
 Mittwoch, den 8. September: Vorstandssitzung. Besprechung des Winterplans und der Werbearbeit.

Evang. Arbeiterinnenverein West. Scheffelstr. 37.
 Donnerstag, 9. Sept.: Mitgliederversammlung. Erledigung von Vereinsfragen. Aufnahme der neuen Mitglieder. Vortrag: „Eine wichtige Aufgabe des ev. Arbeiterinnenvereins.“

Jeden Montag: Jugendabend (Spiel und Gesang).
 Sonntags: Spaziergang nach Vereinbarung.
 Der regelmäßige Bibelabend findet nicht, wie irrthümlich angezeigt war, jeden letzten Donnerstag, sondern jeden letzten Mittwoch im Monat statt. — Alle Abendversammlungen, mit Ausnahme der zuletzt genannten, beginnen um 1/2 8 Uhr und schließen um 1/2 10 Uhr. Um pünktliches Erscheinen wird gebeten.

Lutherbund Karlsruhe.

Infolge eingetretener Schwierigkeiten muß die auf 1. September angelegte außerordentliche Mitgliederversammlung bis zur Rückkehr unseres Leiters, Herrn Stadtvikar Bag, verschoben werden.

Der nächste Versammlungsabend findet bestimmt am Mittwoch, den 15. September, abends 8 Uhr, im Konfirmandensaal der Lutherkirche statt. Übungsabende für das Sportsfest der Karlsruher Jugendvereine im Oktober finden jeden Dienstag, abends 6 Uhr, im Klosterweg statt. Treffpunkt am Parktor. Der Vorstand.

Inhalt: Sonntagsgedanken. — Wahre Frömmigkeit. — Unsere religiös-kirchliche Lage. — Soll es wahr sein? — Das Vaterunser als Heimatschein. — Gottesdienstanzeiger. — Ämtliche Bekanntmachung. — Kirchlicher Vereinsanzeiger. — Das Lent (Schluß).

Druck der Buchdruckerei Fid. Kras G. m. b. H., Karlsruhe, Erbprinzenstraße 6.